

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 85. Bydgoszcz/Bromberg, 13. April 1938

Die Rose von Amsterdam

Roman von Paul Hain

(8 Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Jetzt war Justus Vermeulens Augenblick zur Vergeltung gekommen. Es blitzte in seinen Augen auf von Spott und Haß.

„Da Ihr mich fragt, Mijnheer van Uylenburgh, so nehme ich keinen Anstand, zu reden, wie ich es für richtig halte —"

„Nur zu."

„Mein Herz sagt nämlich, daß es keinen Zweck hat, mich länger mit Saskia zu beschäftigen —"

„Oho!"

Er ist ein Querkopf, dachte der Senator, er will vielleicht handeln. Darin gleicht er seinem Vater. Ich werde froh sein, wenn ich Saskia aus dem Hause habe. In Gottes Namen lege ich noch etwas zu, es wird sich rentieren und bleibt im Stande.

Aber da fuhr Vermeulen fort:

„Und mein Verstand sagt mir, daß ich ein Narr wäre, wenn ich die Milch ohne Sahne trinken würde —"

„Wie?"

Uylenburgh beugte sich unwillkürlich vor, als hätte er nicht richtig gehört.

„— — — und wenn ich eine Jungfer nähme, die nicht mehr rein ist, die einen Vaganten zum Liebsten hat und mit ihm draußen vor den Wällen charmuziert bis in den Stadtfrieden hinein, wenn die Tore geschlossen werden. Eine Jungfer, die in den Armen eines namenlosen Malers geruht hat —"

Der Senator war bleich. Die Adern an den Schläfen traten ihm dick hervor.

„Nein, Mijnheer, ein Vermeulen hat das nicht nötig, meiner Seel". Und wenn Ihr fünfmalhunderttausend Gulden auf den Tisch legen würdet, ich danke Euch schön."

Er stand auf.

Befriedigte Rachgier leuchtete böse in seinem Gesicht. Es war gewiß, daß schon der Leutnant Vermeulen ein Schuft gewesen war, — der einfache Justus Vermeulen, von dem sein Feldwebel einmal spöttisch gesagt hatte, er wäre nur der Sohn seines Vaters, war es noch mehr.

Uylenburgh war aufgesprungen und stand breit auf den Füßen. Einen Augenblick fassungslos ob solcher Dreistheit, schrie er den Besucher nun an:

„Das also ist der Dank? Pfui Teufel! Schuft! Nehme Er seine Worte zurück oder — haha, so also dankt das Haus Vermeulen dafür, daß ich den Sohn vor Schimpf und Schande bewahrt habe!"

Er rang nach Atem.

„So leicht wiegt dem Hause Vermeulen die — Liebe einer Saskia van Uylenburgh. Gehabt Euch wohl!"

Höhnisch warf es Justus über die Schulter, da er schon nahe der Tür war und es eilig hatte, aus dem Zimmer zu kommen. Krachend flog die Tür ins Schloß.

Keuchend sank Uylenburgh in den Sessel zurück. Sein Herz schlug wie ein Schmiedehammer. Soweit also war es schon mit Saskia, daß sie ein Justus Vermeulen nicht mehr haben wollte! Er ahnte nicht, daß nur feige, gemeine Rachsucht ihm sein Verhalten diktiert hatte. Justus Vermeulen mußte nur zu gut, daß Saskia sich niemals dem Willen ihres Vaters beugen würde, daß sie ihm für immer verloren war seit jenem Abend, da Rembrandt ihm den Degen aus der Hand gerissen.

Auch eine Million als Morgengabe hätte er hohnlachend ausschlagen können, da ihm die Braut dazu gefehlt hätte. Es war nicht schwer zu entsagen, wenn die Trauben zu hoch hingen.

So war der Dank vom Hause Vermeulen.

Aber es steht eine Gerechtigkeit des Schicksals über allen Menschen, ob gut, ob böse, und über Justus Vermeulen hing noch das Schicksal bereit, über ihn herzufallen. — — —

Eine Woche später sollte auch Rembrandt seine Überraschung erleben.

Er hatte in dieser Zeit wie ein Besessener an dem Bild der Gilde gearbeitet. Der holde Wahnsinn des Künstlers, der schaffen muß aus dem innersten Drang heraus, hatte ihn gepackt.

Und daneben — der Hunger!

Schon seit geraumer Zeit lebte er nur von dem Vertrauen des Bäckers, des Metzgers und sonstiger ehrsamer Magen- und Gaumenversorger. Er hatte Schulden. Denn so waren die Ratsherren und Kaufleute, die großen: Erst mußte das Bild fertig sein, bevor sie auch nur einen roten Gulden herausrückten. Das war Handelsbrauch. Erst die Leistung, die Ware — dann das Geld! Auch das Bild eines Künstlers war ihnen nur eine Ware, deren Güte man erst prüfen mußte, bevor man sie bezahlte.

Es mußte also fertig werden, so schnell wie möglich, sagte sich Rembrandt. Dann konnte er wieder leben — juchhei! Dann konnte er wieder Brabanter Wein trinken! Dann konnte er Saskia wieder Perlen um den Hals legen! Dann konnte er — für eine Weile sorglos — an andere Pläne herangehen.

Aber vorerst setzte ihm der Hunger weidlich zu.

Er hatte nach den vorliegenden Skizzen gearbeitet und ein Bild von mächtigen Ausmaßen geschaffen. Im Vordergrund die höheren Offiziere, dahinter und an den Seiten geschickt gruppiert die anderen, in ihren funkelnden, goldbestickten Uniformen. Gewiß ein imposantes Bild. Eine Fülle von Arbeit, Leistung, genialischem Können steckte darin — in diesem Bild der Amsterdamer Gilde, das einstmals die Welt begeistern sollte.

Das Bild war fertig.

Einige Soldaten der Schützengilde holten es ab und brachten es zum Rathaus. Der Trommler, selbst auf der Leinwand verewigt, ging mit einigen Zinkenisten voran und hämmerte wie wild auf das Kalbfell. Auf den Gassen standen die Leute und gafften und raunten sich zu:

„Da trägt man Rembrandts Bild in's Stadthaus. Das ist ja ein rechtes Ungetüm — haha!"

Rembrandt aber rieb sich die Hände, zog seinen neuen Rock an und schlich durch die Gassen, dem Südtor zu. Da

kannte ihn niemand. Da kannte auch niemand Saskia so genau.

Die saß da hinter dem Wall, in dem kleinen Gehölz, neben ihr die Muhme Alberta. Es sah aus, als machten sie hier Rast nach einem kleinen Ausflug, bevor sie wieder in die Stadt zurückgingen. Es kam auch kaum jemand hier vorbei, denn die Stelle war so gut gewählt, daß es schon wie ein Versteck war.

Ein Knistern im Strauchgeäst — in einiger Entfernung. Saskia lauschte.

„Er kommt, Muhme —"

„Was hat doch die Liebe für feine Ohren!"

Die Muhme erhob sich und huschte abseits. Ein getreuer Wächter der Liebe, getreu dem Befehl des Senators, Saskia auf Schritt und Tritt zu begleiten. Tat sie das nicht auch? Aber es hatte ihr niemand gesagt, daß sie auch auf Rembrandt achten sollte. Und sie betete im stillen, daß diese heimlichen Zusammenkünfte der beiden unter ihren Fittichen ihr von Gott entweder gar nicht oder sehr hoch angerechnet werden mochten, wenn sie dereinst vor seinem Richterstuhl stand.

Und also sah und hörte sie nichts, was hinter ihr geschah.

Da war eben Rembrandt aufgetaucht und hatte sich an Saskias Seite niedergelassen. Ein Flüstern hob an. Die Muhme aber lauschte nur auf das abendliche Glocken- und Uhrengeläut der Ouden Kerke, um den beiden ein Zeichen geben zu können, wenn es Zeit zum Aufbruch war. Es war selbstverständlich immer zu früh. Denn für Liebende steht die Zeit still. —

„Saskia, heute wird die Gilde mein Bild besichtigen. Morgen habe ich Geld."

Sie schmiegte sich an ihn.

„Und dann, Harmensz?"

„Dann kommt etwas Neues an die Reihe. Etwas, in dem unser Glück leuchten soll in allen lichten Farben. Ich muß ja Geld schaffen für den Tag, an dem ich dich für immer bei mir habe."

Sehnsüchtig blickten ihre Augen in den Himmel.

„Am liebsten malte ich dich, Saskia", sagte Rembrandt," immer nur dich, Liebste".

„Du hast mich ja, Unersättlicher!" lachte sie. „Willst du mich denn ganz in dich eintrinken?"

„Mit Haut und Haaren".

Sie bot ihm den Mund.

„Vielleicht genügt dir das vorläufig, du Menschenfresser!"

„Man muß sich bescheiden", murmelte er an ihren Lippen, „wenn es auch schwerfällt." —

Ganz still war die Welt. Still und friedlich und voll ewiger Sehnsucht. Im Gehölz flötete eine Amsel. Es war ein feines, zartes Danklied an den Allmächtigen, der einmal die Welt geschaffen hatte, damit die Liebe darin regiere.

Die Liebe — und nicht der Haß.

Aber am nächsten Tage hatte dennoch der Haß gesiegt, trotz Amselsang und Sonnenglanz und heißer, seliger Jugendberauschtheit.

X. Kapitel.

Der Bürgermeister ten Zerkaulen zog an den Enden seines Schnurrbarts, als wolle er sie ausreißen. Teufel nochmal — das war denn doch ein tolles Stück, was sich da der Rat der Stadt geleistet hate. Verdammt — viele Köpfe — viel Unfug! Natürlich hatte der Granichstädten im stillen intrigiert! Aber daß sich auch der Vermeulen ganz auf seine Seite gestellt hatte, und der Uylenburgh — nein, er verstand das nicht.

Nun ja, er wußte ja auch nicht, daß gerade Vermeulen und Uylenburgh jetzt ihre besondere Abneigung gegen Rembrandt wirken lassen konnten. Er hatte keine Ahnung, was da in der Zeit zwischen der Auftragserteilung und der Beendigung des Bildes alles geschehen war.

Nun konnte er sehen, wie er die ganze Geschichte einigermaßen einrenkte. Wenn es nach ihm gegangen wäre — das Bild hinge heute schon an der Hauptwand im Ratssaal.

Es war ein Meisterwerk! Daran bestand für ihn kein Zweifel. Um so unangenehmer war ihm nun die Mission, die er zu erfüllen hatte.

Armer Kerl — armer Rembrandt!

Nun, was in seiner Macht lag, sollte dennoch geschehen, um ihm sein Recht zukommen zu lassen. Nur Ruhe! Rembrandt würde vernünftig sein und tun, was man von ihm verlangte.

Er ließ endlich die Schnurrbartenden los und beschloß, den Besuch bei Rembrandt, der durch den Beschluß der Ratsherren notwendig geworden war, auszuführen.

Eine halbe Stunde später stieg er schnaufend die schmale Stiege zum Atelier des Malers hinauf.

Natürlich — die Tür war wie immer nur eingeklinkt. Und Rembrandt stand vor der Staffelei und pinselte an einem neuen Bild herum, das erst flüchtige Umrisse erkennen ließ. Er war so vertieft in seine Arbeit, daß er das Eintreten ten Zerkaulens gar nicht bemerkte und dieser eine Weile von der Tür aus stumm zusah.

Dann erst räusperte er sich.

Rembrandt fuhr herum.

Sein Gesicht strahlte auf.

„Der Herr Bürgermeister!" rief er erfreut aus. „Ihr tut mir zuviel Ehre an, Magnifizenz, Euch noch einmal in eigener Person zu mir zu bemühen. Aber ich danke Euch."

Und trällernd setzte er hinzu, den Pinsel beiseitelegend:

„Ich rieche, rieche Gulden
Viel hundert blanke Gulden!
Du lieber Gott von Amsterdam
Ich danke dir recht lobesam,
Nun zahl' ich mit den Gulden
Gleich alle meine Schulden!"

Dabei tanzte er um die Staffelei herum wie ein rechter Schalk und lachte den Bürgermeister übermütig an.

„Hoffentlich hat der Rat noch ein bißchen zugelegt, weil das Bild so gut geworden ist?" fragte er dann.

ten Zerkaulen kratzte sich am Kopf. Eine elende Sache — dieser Auftrag heute.

„Im Gegenteil, Rembrandt", stieß er hervor. Es war nicht seine Gewohnheit, lange mit etwas, was gesagt werden mußte, hinterm Berg zu halten." Ein bißchen zu früh habt Ihr Euch gefreut. Aber das ist nicht so schlimm. In jeder Freude steckt eben ein wenig Wermut, das ist nun mal so. Und so einen kleinen Tropfen Wermut müßt Ihr auch erst schlucken, nachher sind die Gulden doppelt redlich verdient."

Rembrandt hatte seinen Übermut fahren lassen. Sein Gesicht wurde plötzlich ernst.

„Da bin ich aber neugierig, Magnifizenz."

Er schob dem Bürgermeister einen Stuhl hin und setzte sich selbst rittlings auf den Dreibeinigen.

„So bitter ist's nun wirklich nicht, mein Freund. Hört mir nur ruhig zu. Es kommt schon alles in's richtige Geleis."

„Sprecht nur."

ten Zerkaulen begann. Schon nach den ersten Worten starrte ihn Rembrandt groß und erschrocken an. Langsam gruben sich seine Zähne in die Lippen. Er stieß einen leise pfeifenden Laut aus.

Dann blieb er still.

Die Stimme Zerkaulens klang klar und dunkel durch das Atelier. Ein Ausdruck begütigender Freundlichkeit beherrschte sein Gesicht. Aber ganz wohl war ihm durchaus nicht zumute und der junge Mensch da vor ihm, der krampfhaft die Lehne des Stuhls mit den Fäusten umspannt hielt, blickte so seltsam drein, daß einem ein Grauen beschleichen konnte.

Der Bürgermeister schloß:

„Ja, mein lieber, junger Freund, das ist nun natürlich eine fatale Sache, ich gebe es zu. Auch für mich. Ich selber hätte eine solche Wendung nicht erwartet, mein Wort darauf! Ich finde das Bild erstaunlich!"

Rembrandt hing das Haar verwirrt in die Stirn.

„Magnifizenz brauchen sich nicht zu entschuldigen, ich bitte sehr. Ich sehe ja tiefer, als Ihr seht."

„Es ist mir eben peinlich, Rembrandt. Aber schließlich ist die Geschichte noch in's reine zu bringen."

„So?" sagte Rembrandt kalt. Eine dumpfe Wut würgte ihm fast die Kehle zu.

„Wie gesagt, die beiden Vermeulen, Granichstädten und noch andere Herren sind eben unzufrieden damit, daß Ihr sie zu sehr in den Hintergrund des Bildes gestellt habt. Man könne sie kaum erkennen. Wenn Ihr nun gescheit seid, so —"

Rembrandt lachte kurz auf.

„Verstehe schon. So male ich sie noch einmal in den Vordergrund hin, wie? Hübsch alle mit der Schnur gerade ausgerichtet und deutlich mit allen Ehrenketten und Auszeichnungen geschmückt. Und vielleicht schreibe ich auch noch eines jeden Stand und Stammbaum und Vermögen darunter! Ich bin kein Schildermaler, Euer Gnaden! Wenn die Herren keine Ahnung von der Komposition eines Bildes haben, die Herren Krämer und Hochwohlgeborenen, was kann ich dafür? Die Vermeulen waren natürlich, mit Verlaub zu fragen, diejenigen, die sich zuerst unzufrieden zeigten?"

„In der Tat —"

„Konnte ich mir denken. Ich versichere Euer Gnaden, die wären auch nicht zufrieden, wenn ich sie ganz vorn hingemalt hätte! Die nicht! Ihre Gesichter wären auch nicht wert, für die Nachwelt aufbewahrt zu werden."

„Aber auch Mijnheer van Uylenburgh schien nicht einverstanden mit dem Bild."

Rembrandt lachte schallend.

„Hahaha — auch das kann ich mir denken. Trotzdem ich ihm doch wirklich einen guten Platz angewiesen habe, ganz im Vordergrund, im hellsten Licht. Ah, wenn Sie wüßten, Euer Gnaden, was für Krämerseelen manchmal die vortrefflichsten Kaufleute haben!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Sache mit Tschortsch.

Erzählung von Gustav Gärtner.

Mein Leben im Lumbercamp 11 nahm einen Aufschwung, als ich Tschortsch im Walde traf. Ich hatte bisher zwischen Italienern und Mexikanern in einem Bunkhaus auf der allgemeinen Bettstellage geschlafen und keinen Menschen gehabt, mit dem ich nach Feierabend ein Wort sprechen konnte. Meine Axt war meistens so stumpf, daß ich beim Swampen — worunter man das Abhacken der Äste von den gefällten Bäumen versteht — dicke Blutblasen an den Händen bekam, weil ich keinen Mann fand, der mit mir zusammen abends die Doppelaxt schliff.

Tschortsch entdeckte mich, als eine Menge von uns Swampern angestellt war, um ein neues Stück Urwald aufzuräumen, d. h. vom Unterholz frei zu machen, damit die Leute mit den großen Blattsägen, die Kenterhakenmänner und die Fuhrleute an die dicken Stämme heran konnten. Er sah mir eine Zeitlang zu, wie ich erbittert, aber mit geringem Erfolg auf das Gestrüpp loshackte. Dann nahm er mir die Axt aus der Hand, zog eine kleine Feile aus seinem Overall, setzte sich hin und feilte.

„Wo bist du her?", fragte er. Seit sechs Wochen war es, glaube ich, das erstemal, daß einer mit mir redete. „Du bist einer von den Neuen, was?" — „Nein", sagte ich, „ich bin schon seit sechs Wochen hier."

Er feilte. „Weißt du, wie lang' ich hier bin? — Länger als alle bin ich hier, viereinhalb Jahr'. Im Winter, kann ich dir sagen, ist das ein Vergnügen! Da stehst du bis an den Bauch im Schnee. Aber dies ist das letzte Jahr, daß ich hier bin. Ich hab' Geld genug; was meinst du, fast fünfhundert Dollar, das wird reichen, was?"

„Eine Menge Geld", sagte ich. „Was machst du damit?" — Er gab mir jetzt die Axt zurück und stand auf: „Ein Zigarrengeschäft mach' ich auf in der Stadt, und dann wird geheiratet."

Die Axt schnitt jetzt wie ein Rasiermesser; es war ein Vergnügen. „Du mußt die Axt ganz leicht durch die Hand laufen lassen, siehst du — so!" bemerkte Tschortsch. „Du mußt überhaupt nicht so viel arbeiten. Bloß wenn der Vormann kommt, aber der kommt heut' nicht. Jetzt rauchen wir 'ne Zigarette, und dann gehen wir 'rüber zu Tscharli."

Wir drehten Zigaretten, strichen am Absatz das Streichholz an, dann gingen wir „hinüber" zu Tscharli. —

Tscharli war bei den Sägern; wir brauchten etwa eine Stunde „hinüber" zu ihm, aber wir trafen ihn nicht, weil er gerade ein wenig mit seiner Flinte weggegangen war. Dies erzählte uns Otto, Tscharlis Partner, der neben der großen Blattsäge saß und an einem Stück Dreißerntabak kaute. Die Säge steckte tief in einem dicken Baumstamm. Kein gefahrloser Platz, unter dem zur Hälfte angesägten Baum! Da saßen wir nun mit Otto, der doch allein nicht sägen konnte, und warteten, bis Tscharli zurückkam. Dann war es Zeit zum Feierabend.

An diesem Abend zog ich mit meiner Decke vom Bunkhaus in die Kolonie Neu-Deutschland um, bestehend aus Tschortsch, Tscharli, der ein feiner Kerl war, Otto (ziemlich mundfaul), noch drei Swampern (von denen einer ein Schweizer war, aber das galt hier soviel wie deutsch), einem Kenterhakenmann und einem Fuhrmann. Wir wohnten in Zelten mit einem Fundament aus halbierten Baumstämmen abseits vom Lager, oben im Wald, sehr nett und sauber, mit eigener Küche und selbstgefertigten Möbeln. Sogar einige Bücher waren da und ausgeschnittene Bilder von hübschen Mädchen an den Wänden. Ich zog in das Zelt zu Tscharli, dort war eine Bettstelle frei; wir haben uns ausgezeichnet vertragen, obwohl ich nur zum Reinemachen zu gebrauchen war; die Kartoffeln schälte ich — nach Tscharlis Ansicht — viel zu dick und zu langsam. Bis ich mit einer fertig war, hatten die anderen drei in den Eimer geworfen.

Morgens standen wir sehr früh auf, wuschen uns an unserer Wasserleitung — eine Quelle war in der Nähe, von der wir das Wasser in einem ausgehöhlten Baumstamm stauten —, kochten Kaffee, rösteten Schinken mit Ei und gingen auf Arbeit. Nachmittags kamen wir wieder nach Hause, kochten unser Essen, schliffen zusammen die Äxte, feilten die Sägen, wuschen das Geschirr ab und waren dann frei. Wir lasen jeder in einem unserer Bücher. Wir spielten Ziehharmonika, und Tscharli ging auf die Jagd. Einmal schoß er sogar einen Bären.

Wir hatten soweit ein gutes Leben und sparten viel Geld, weil wir fast gar nichts ausgeben konnten. Tscharli und Otto als Säger z. B. bekamen täglich ihre fünf Dollar gutgeschrieben, wir Swamper drei. So konnten wir uns damit vergnügen, unsere Guthaben auszurechnen. Tschortsch gab sich fast täglich nach Feierabend dieser Beschäftigung hin. Tscharli hingegen hatte andere Passionen. Er bestellte sich beim Kaufmann Patronen und eine neue Winchesterbüchse und dies und das, aber Tschortsch war von solchem Geiz, daß er sich kaum die Zigarette gönnte.

„Du müßtest doch eigentlich viel mehr Geld haben, Tschortsch", sagte ich eines Abends zu ihm. „Viereinhalb Jahre bist du schon hier, drei Dollar bekommst du am Tag, ausgeben tust du nichts. Das macht fast fünftausend Dollar, nicht nur fünfhundert." Darauf gab mir Tschortsch keine Antwort. Tscharli sagte mir, als wir uns schlafen legten: „Daran darfst du den Tschortsch nicht erinnern, daß es fünftausend Dollar sein könnten. Alles kannst du ihm sagen, nur das nicht." — „Warum denn nicht?" fragte ich. — „Dreimal schon ist Tschortsch abgefahren", erwiderte Tscharli. „Dreimal hatte er die Dollar zum Zigarrenladen . . ."

Und dies war die Geschichte: Tschortsch setzte sich mit dem Scheck auf die Lokomotive der Holzbahn. Da waren immer noch die Bäume des Waldes, aber einmal hörten sie doch auf, und da war man in der Stadt Soundso, die man in Deutschland kaum als Dorf bezeichnen würde. Tschortsch gab den Scheck ab — mit einem eisernen Gesicht — und bekam seine Dollar. Er brauchte nur zur Station hinauszugehen (neben den Gleisen eine eiserne Leiter zum Draufsitzen und Warten); da fuhr von Zeit zu Zeit ein Zug nach der großen Stadt Spokane und dem besseren Leben (Zigarrenladen und Heirat).

Tschortsch, die Faust im Sack um das Dollarpaket, machte sich auf den Weg zur Warteleiter und — zehn Minuten später lehnte er immer noch da. Er war dann in großer Gesellschaft und in ausgezeichneter Stimmung. Und das Glück dieser Welt, im Urwald ersehnt, lehnte sich dem armen Tschortsch schon hier am Bartisch strahlend entgegen; eine war blond, eine rot, eine schwarz, und keine wog, dem Ideal des Wildwestmannes entsprechend, unter zwei Zentner. Drei Tage und drei Nächte vielleicht lebte man das große Leben und Tschortsch der Geizige bezahlte und bezahlte und . . .

Eines grauen Morgens stand er wieder allein und wartete, die alte Schlafdecke über dem Arm, auf den Zug, aber es war nicht mehr der Zug nach der großen Stadt und dem

besseren Leben, auf den er wartete, sondern der alte Holzzug zurück in den Urwald, ins Holzfällerlager. —

*

„Wo ist Tschortsch?“ fragte ich eines Morgens beim Frühstück. Da war er zum vierten Mal abgefahren! Sein Bett und sein Zelt blieben leer und warteten.

„Diesmal kommt er nicht zurück“, sagte ich nach drei Tagen. Tscharli lachte: „Der kommt zurück.“

Auch ich fuhr bald darauf ab. An Tschortsch mußte ich noch unterwegs denken. Ich war auch seinetwegen in dem Trinksalon und nahm einen Whisky. Von Tschortsch, nach dem ich dort fragte, wußten sie nichts.

Am zweiten Tag ging ich in der Stadt Spokane über die Riverside Avenue. Da steht ein komischer Mann an der Ecke in einem schachbrettartig karierten Konfektionsanzug, einen knallroten Schlips um den Hals, dazu gelbe Schuhe. In seinem Knopfloch eine verwelkte Nelke.

„Hallo!“ schreit der Mann und steuert mich an. Es ist Tschortsch. Er ist ein wenig betrunken.

„Tschortsch!“ rufe ich, „. . . . und das Zigarrengeschäft?“

„Alles in Ordnung, Mann, alles in Ordnung. Komm da mit rein. Wollen wir'n Bier trinken, was?“

Es ist nicht in Ordnung. „Fein hier, was?“ sagt Tschortsch und sonst nichts. Es gibt eine lange Pause. Das Bier mußte ich dann bezahlen.

„Fährst du wieder — raus, Tschortsch?“ frage ich draußen. Er hält mich am Rockkragen fest und schaukelt auf den gelben Schuhen. „Am besten, du fährst wieder raus!“

„Klar, Mensch! Ist am be—sten — drrraußen —, was!“ Ich nickte. „Hör' mal, ka—kannst du mir nich'n paar Dollar pumpen? Ich — muß mir doch 'ne Fahrkarte kaufen u—und 'nen Overall. Den alten hab' ich weggeschmissen. Dumm, was?“

Erster Ausgang.

Kleine Intermezzo von **Werner Kortwich.**

Es geschah unlängst vor einem großen Berliner Geschäftshaus in einer Straße erster Ordnung. Das Haus gehört einem weltberühmten Industrie-Unternehmen, das sich einen groß und breit gebauten Pförtner in schöner Uniform in die Einfahrt gesetzt hat.

Diesen Pförtner sah ich aus der Einfahrt treten, als ich gerade da vorüberkam. Er hielt in der Hand die rote Fahne, mit der er für die ausfahrenden Wagen abwinkt, und ging bis zum Damm. Dann hob er die Hand mit der Fahne.

Sie wissen, wie das zugeht: alle Kraftwagen bremsen, halten an und warten vor dem Gebäude, aus dem nun etwas kommen soll. Es war um die Hauptgeschäftszeit — im Nu stand eine dreifache Wagenkette von der roten Fahne gehemmt. Autos aller Art und Größe, Lieferwagen, Transportwagen, aber auch Personenwagen.

Eine halbe Minute stand alles still. Die Fahrer spielten ungeduldig mit dem Ganghebel. Eine halbe Minute ist eine Menge Zeit in einer Verkehrsstraße erster Ordnung.

Dann kam der Wagen, für den er abwinkte, aus der Einfahrt, und es war ein K i n d e r w a g e n. Ein ganz neuer Kinderwagen mit Spitzen außen und einem ganz kleinen Kind drinnen. Und eine junge, wie für Sonntag-Nachmittag angezogene Frau dahinter, die ob der ihr durch die rote Fahne zuteil gewordene Ehre röter als die Fahne angelaufen war und nicht hochzugucken wagte.

Nur einmal, als sie sich neben dem Pförtner befand — ich stand ihm gegenüber — sah sie auf und ihm ins Gesicht und beide lachten sich an. Gleich darauf senkte sie die Augen wieder auf den Kinderwagen.

In beider Blick lag die ganze Geschichte. Sie war seine Frau, das Kind seins, und beide machten ihren ersten Spaziergang. Und sicher war es das erste Kind, und der Vater hatte gedacht: warum sollst du nicht für deine Familie mal die Bahn genau so freimachen wie für jeden gleichgültigen Direktoren-Wagen? Da nahm er, während seine Frau sich in der Dienstwohnung fertigmachte, die rote Fahne und hielt den Sechssitzer an und die zwanzig anderen Wagen, bis der Kinderwagen sicher auf der anderen Seite war.

Die eine Hälfte der Fahrer erboste sich, die andere Hälfte lachte, als der Pförtner endlich die Straße freigab, und sie alle weiter fuhren. Der Sechssitzer aber bog über den Bürgersteig in den Torweg. Ein dicker Mann saß drin und zog ein Gesicht wie ein Nußknacker. Wie der Pförtner ihn erblickte, wurde sein Lachen glatt und ernst und behutsam.

Und nun hoffe ich nur, der Mann im Sechssitzer war nicht der Generaldirektor — obwohl es danach aussah — und er hat den Pförtner nicht zu sich bestellt und ihm wegen Kinderei und Vernachlässigung seines Dienstes eine Zigarre gegeben. Das hätte der Mann bestimmt nicht verdient.



Bunte Chronik



Sturm gegen den elektrischen Stuhl!

Der Kampf um den elektrischen Stuhl als die humanste Todesart im Zeitalter der Technik und Wissenschaften tobt in den Vereinigten Staaten weiter. Jetzt läuft auch der staatliche Wohlfahrtsdirektor Bowen gegen die Todesstrafe durch den elektrischen Stuhl Sturm. Er schlägt als Ersatz die Verwendung von Morphium vor.

„Ich bin kein Gegner der Todesstrafe“, so betonte er in einem Artikel, „aber ich behaupte, daß unsere Form der Todesstrafe geeignet ist, die Gegner einer Verurteilung zum Tode zu stärken. Die wahren Verteidiger der Todesstrafe sind immer zugleich Gegner grausamer, ungewöhnlicher, brutaler und zugleich schmerzhafter Methoden. Der Scheiterhaufen wurde schon vor Jahrhunderten abgeschafft und der Galgen gerät ebenfalls mehr und mehr in Mißkredit. Aber auch der elektrische Stuhl, den man als ein humanes Mittel pries, hat die Erwartungen nicht erfüllt, die auf ihn gesetzt wurden. Jeder, der mit der Verwendung von Strom bei der Tötung eines Menschen vertraut ist, wird sich mit Abscheu von dieser Methode wenden. Es wissen leider zu wenige, daß die Verbrecher bei der Elektrokution vielfach in einer Weise brennen und schmoren, daß oftmals der ganze Raum vom Geruch brennenden Fleisches erfüllt ist. Ist es da nicht besser, an einem Verbrecher durch Morphiumeinspritzungen oder Beimengen von Morphium in die Speisen die Todesstrafe zu vollziehen?

Der Vorschlag Mr. Bowens hat bereits eine lebhafte Diskussion für und wider hervorgerufen.



Lustige Ecke



Reingefallen.



Keine Angst, Kameraden, ich bin ein entwichener Sträfling, als Gefangenenwärter verkleidet!“

„Dann stimmt die Sache ja, wir sind nämlich Gefangenenwärter, als Sträflinge verkleidet!“

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.